



Foto Ullstein

bruch in eine neue Welt. An der ortho-FU aber findet er Taubes und Klausur. Seinen einstimmigen Kollegen Helmut Lange nicht, weil er aktiv ist, Kittsteiner in der „Roten Zelle“. Neue Lektüre Thauer, Nietzsche, Legger. Allmählich universalhistorische Kennzeichen des Kittsteiner. Riff für Ideengeine letzten Worte et sich in diesem at, in dem das alst-Berlin. Helmut über den Insulaner Philipp Felsch eine ies Merve Verlags,

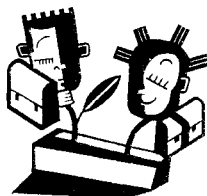
jener legendären Theorieschmiede in Schöneberg; Gert Mattenklott erinnert sich an den eigenen Ausbruchversuch aus diesem ummauerten Wärteraum der Geschichte, in dem die „Hermetik der Situation“ ein „ideales Feld für symbolische Handlungen“ aller Art bot.

West-Berlin als geistige Lebensform? Auf einem Podium an passendem Ort, dem Literaturhaus in der Charlottenburger Fasanenstraße, blieb der Osteuropahistoriker Karl Schlögel skeptisch: Nach dem kreativen Ende des heroischen Gestus der siebziger Jahre sei später eine „Verhocktheit“ zum intellektuellen Merkmal der Stadt geworden; die Klopfeichen an der Mauer habe man nicht gehört. Den Ex-Maoisten Schlögel rettete damals nach sieben Jahren sinnloser Basisarbeit im Ruhrgebiet ein konservativer Bildungsbürger mit einem Buchauftrag: Auch Wolf Jobst Siedlers Verlag gehörte zur Insel. Mattenklott mochte dagegen die theoretischen Befreiungen nicht missen, die Ausflüge nach Paris, zu Foucault, Derrida und Lacan, den intellektuellen Insulanern damals gebracht hätten.

Parallelwelten also, nebeneinander existierende, sich manchmal überschneidende Mikrokosmen: Nicolaus Sombarts Salon und David Bowie, Schwulensubkultur und Hausbesetzer. Eberhard Lämmert erinnerte dankenswerterweise daran, dass West-Berlin nicht nur aus Intellektuellen bestand, sondern aus immobilien Insulanern – was bis heute die mürrische Mentalität der Stadt prägt. Vehement beklagte Schlögel, der Historiker des stalinistischen Moskaus, das Versagen der Geschichtswissenschaft: Eine Kulturgeschichte West-Berlins sei überfällig. Bis es so weit ist, sollten wir Heinz Dieter Kittsteiner, diesen Engel der Geschichte, nicht mehr auf die Verkaufstische zurücklegen.

Heinz Dieter Kittsteiner: „Unverzichtbare Episode. Berlin 1967“, in: Zeitschrift für Ideengeschichte, Heft 4/2008.

AUS DEM GEWÄCHSHAUS



Die unseligen 45 Minuten

VON JÜRGEN KAUBE

Tausendundein Schulreformen hat es schon gegeben, doch manche Dinge bleiben an den Schulen immer gleich. Das ist an sich nicht schlimm, im Gegenteil, Resistenz gegen Reformen ist oft das einzige Mittel, um bei Verstand zu bleiben. Doch leider bleiben auch solche Dinge gleich, von denen alle wissen, wie unsinnig sie sind.

Am unsinnigsten ist die Schulstunde. Denn sie ist gar keine, sondern dauert nur 45 Minuten. Das ist, liest man, seit 1911 so, als in Preußen die universitäre Sitte, von jeder Zeitstunde ein akademisches Viertel abzuziehen, auch an den Gymnasien eingeführt wurde. Allerdings geschah das, ohne die universitäre Normalgepflogenheit der Doppelstunde gleich mit einzuführen und obligat zu machen. Was an der 45-Minuten-Stunde gut sein soll, hat aber noch nie jemand erklären können. Vielleicht hat es etwas mit der Wochenarbeitszeit von Lehrern zu tun und kann darum nicht geändert werden.

Die Effekte im Unterricht sind jedenfalls verheerend. Denn eine Dreiviertelstunde ist viel zu kurz. Schon lange wird darauf hingewiesen, dass für ausgeruhtes Suchen nach richtigen Lösungen, gar für Beiträge von vielen Schülern unter diesen Umständen keine Zeit ist. Vor allem in den naturwissenschaftlichen Fächern, in denen ex-

perimentiert werden soll, bleibt im besten Fall Zeit dafür, die Chemikalien, Elektrogeräte, Mikroskope und Präparate auszuteilen, die Versuche aufzubauen und ein-, zweimal an ihnen zu scheitern. Darüber laut nachzudenken, was aus den Experimenten, den schief- und den gutgegangenen folgt, ist jedoch so gut wie nie möglich. Den Schülern teilt sich meistens nur mit, dass Experimente irgendwie störanfällig sind.

Dasselbe gilt für jede Art der ohnehin überschätzten Gruppenarbeit. Auch hier ist der Abstimmungsaufwand beim Aufgabenlösen unter den Bedingungen der 45 Minuten ein reiner Zeitfresser. Selbsttätigkeit der Schüler? Schulung in kooperativem Problemlösen? Wenn's gutgeht. Wenn's aber nicht gutgeht, dann beschränkt sich der Lernerfolg auf Erkenntnisse, die später allerdings auch für das Leben in Kommissionen hilfreich sind: Verschleppen, Delegieren, Abtauchen.

Und schließlich führt auch der von vielen Lehrern praktizierte Unterrichtsstil, der zu Beginn der Stunde Probleme kurz aufzuarbeiten sucht, die in den Pausen aufgetreten sind, zu einem anschließenden Stress beim Kampf ums Unmögliche: ums Pensum. Sofern die Schüler also nicht schon beim Eintritt des Lehrers ins Klassenzimmer auf den Unterricht eingestellt sind, hört der Pädagoge sofort die Uhr ticken: duschaffstesnicht-duschaffstesnicht... Längere Stunden würden weniger Arbeit bedeuten.

Warum also 45 Minuten und nicht 60 oder 80? Warum überhaupt Einzelstunden? Wir sind ratlos. Und bitten daher um Einsendungen von Schulleitern und Lehrern – von solchen, die es für unumgänglich halten, im 45-Minuten-Fakt zu bleiben, und von solchen, die sich zutrauen, das Gegenteil zu beweisen.